

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 49

Artikel: Am südöstlichsten Punkt unseres Landes
Autor: Vogt, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ach, Sie hätten den kleinen Vortrag hören sollen, den er mir kalt und selbstgefällig hielt! Gar nichts erfuhr ich aus seinen Worten. Das war wohl so bezweckt. Ich möchte ihn nicht mehr sehen — und doch werd' ich ihn morgen wieder ungeduldig erwarten.

Ist dies nicht alles jämmerlich? Ich fürchte manchmal, im Jämmerlichen unterzugehen. Das darf nicht sein. Auch ich, ich fühle ja die „große Aufgabe“ — Ihre Worte! Aber sie ist unsagbar schwer. Sie kennen ja meine Misere, die große Misere und alle die kleinen Misere. Das bedrückt jetzt zu Hause viel mehr als im Lazarett. Bruder Simon, mein alter Pfleger, ist zwar ein guter Graubart. Aber alles ist soviel erdenschwerer als im Lazarett, die ganze kleine Misere! Schwester Nina, muß ich mich nicht sehnen? Sie haben mich gepflegt, nicht wie ein Kind, nein, mehr, als den lebendig Toten, der ich bin — aber ich war niemals jämmerlich. Sie haben meine Menschlichkeit geschont, nein, gewürdigt, erhoben. Und nun kämpfe ich allein um meine Menschlichkeit, gegen meinen Körper, gegen die überreizten Nerven, gegen meine Umgebung.

Ich schließe. Hab' ich zuviel geklagt? Erkennen Sie mich noch? Raum. G.

Reserve-Lazarett D. II, 15. November.

Mein lieber Georg, was soll ich Ihnen sagen? O, wie möchte ich bei Ihnen sein! Ein einziges Mal an Ihrem Bett sitzen! Wieviel leichter würde uns beiden. Denn von allem, was ich Ihnen geben möchte, von aller Liebe und aller Achtung kann ich nur so wenig hier sagen, und alles andere bleibt in mir wie ein schwerer, bedrückender Reichtum. Ihre Sehnsucht ist nicht allein; in Ihrer Pflege — die eine meiner schwersten und die geistig intensivste war — konnte ich alles ausgeben, was je an Kräften in mir geschlummert hat. Und dies ist das größte menschliche Glück. Das verdanke ich Ihnen. Georg, lieber Bruder, ich dachte nicht, daß ich zu Ihnen dies aussprechen würde; aber in die Stimmung ihres letzten Briefes muß ich es sagen, von diesem Glück Ihnen etwas zurückgeben.

Was Sie mir schreiben von der „geschonten Menschlichkeit“, ist mir eine Erfüllung. Es war mein Streben, ohne daß ich es wußte, bei allen, und bei Ihnen am meisten.

Noch eine Freude haben Sie mir gemacht. Sie fühlen

die große Aufgabe. Sie wird Sie stark machen; Sie werden mehr an ihr wachsen als andere in ihrem ganzen Leben.

Aber ich habe gut reden; mein Leben ist augenblicklich nur Tätigkeit — also leicht. Von Ihnen wird tausendmal Schwereres verlangt... Und deshalb muß man Sie lieben, Georg.

Berlin W., 17. November.

Meine Schwester Nina!

Die ganze Nacht hatte ich Ihren Brief in der Hand; deshalb bin ich so sanft erwacht. Ich fühle jetzt etwas als Wahrheit, das Sie mir einmal sagten: man könne einen Menschen durch das Leiden hindurchtragen. Sie tragen mich ja, Schwester Nina! Ich liege heute ganz gestillt und denke an Ihren Brief.

Ihr Georg.

(Fortsetzung folgt.)

Am südöstlichsten Punkt unseres Landes.

Von Fr. Vogt.

Lange schon ist's her. Aber noch ist die Erinnerung in mir lebhaft. In der Geographiestunde erzählte uns der Lehrer, wie er vom Stillsferjoch und der Dreisprachenspiße aus mit schönheitsdurftigem Auge eine hehre Alpenwelt bewundert und genossen habe. Und in allen unsern empfänglichen Rubenherzen ließen die begeisterten Schilderungen die Sehnsucht nach diesem schönen Erdenflecken aufleben. Jahre sind seitdem ins Meer der Vergangenheit geflossen. Der große Krieg kam. Er rief unsere Soldaten an die Grenze. Und zwei Namen unter den vielen waren es besonders, die auf einmal allen Eidgenossen geläufig wurden, Unbrail und Dreisprachenspiße an der südöstlichsten Ecke unseres Landes, an jenem exponierten Punkte, wo während vier Jahren die Oesterreicher und Italiener aufeinander loshämmerten. Inhaltlose Namen werden sie vordem den meisten Eidgenossen gewesen sein, so sie sie überhaupt kannten. Nun bekamen sie plötzlich Inhalt und Gestalt. Während den Grenzdienstwochen war es mir nicht vergönnt, dieses Fleckchen Vaterland schützen zu helfen. Vor zwei Jahren scheiterte ein Versuch, eine Ausweiskarte zum Besuche zu erhalten, am glatten und schroffen „Nein“ des Grenzwachtkommandanten. Nun aber das offizielle Morden glücklich der Geschichte angehört, machten wir diesen Sommer einen neuen Versuch. Und er glückte. In zuvorkommender Weise stellte mir das Plakkommando in Santa Maria im Münstertal einen Paß aus. Und lebhaft stand sie plötzlich wieder vor meinem erwartungsvoll gespannten Geiste, jene Geographiestunde aus glücklicher Knabenzeit, die ach so weit nun schon zurückliegt im Meer der Vergangenheit.

Aber nach Santa Maria gelangt man nicht so rasch. Darüber muß ich doch noch einige Worte verlieren. Die wenigsten Leute werden es haben wie Sven Hedin bei seinen Forschungsreisen in Zentralasien, für den einige hundert Kilometer Entfernung eben keine Entfernung waren, besonders dann nicht, wenn die Ferien nur kurz bemessen sind. Ein Gang ins bündnerische Münstertal will erkauft sein. Freilich, man kann ja in Zernez, der engadinischen Bahnstation, in die Post steigen und mühelos über den Ofenberg fahren, wenn man für die einfache Fahrt 13 Fränkeln abladen will. Ich zog es aber vor, die 36 Kilometer bis Santa Maria mit meinem Stahlroß zu verdienen, und ein taufrischer, strahlender Sommermorgen — der Kalender zeigte den 31. Juli 1919 — fand mich schon inmitten der einsam stillen Ofenbergreiservation unseres schönen Nationalparks. Und wie vordem liegt die träumende Stille wieder über Wäldern und Schluchten, seit-



Santa Maria im bündnerischen Münstertal.



Gebirgsunterstände von schweizerischen Truppen an der österreichisch-italienischen Grenze.

Dem unsere Soldaten ihre Barackenlager am Ofenberg verlassen konnten. Kilometerweit begegnet man keinem menschlichen Wesen und kann so interessante Blicke werfen in die ungestört sich entwickelnde Tierwelt, steigen doch bisweilen die Hirsche und Gemsen bis auf die Wiesen des Fuornhotels hinab.

Vom 2155 Meter hohen Paßsattel wirft man, auf der Grenzkeide von Schwarzem und Mittelländischem Meer stehend, einen ersten Blick ins lieblich schöne Münstertal. Im Osten lugt der majestätische Ortler über den Grenzflam. Rasch geht's auf guter Fahrstraße nun durchs Grenztal abwärts. Am Wege liegen freundlich saubere Dörfchen, Cierfs, Fuldera, Balcava. Dann sind wir im stattlichen Hauptort des romanisch-ladinischen Tales, in Santa Maria, inmitten kleiner Getreideäckerchen gelegen. Das milde Klima läßt — immer noch bei 1340 Metern Meereshöhe — die ersten Obstbäume reifen. —

Die glühend heiße Mittagssonne stand im Zenit, als wir in die Umbrailstraße einbogen. 17,1 Kilometer, 1200 Meter Steigung! Das konnte bei der bratenden Hitze nett werden. Aber man hat ja gottlob einen Willen und, darunter verborgen, auch ein bißchen Ehrgeiz. Weiland zogen hier schwerbepackte Saumrosse auf holprigem Saumpfad ins Veltlin, brachten Käse und Butter hinüber, holten dafür Wein und Mais aus südlich milden Gestaden. Die breite, schöne Kunststraße erstand erst von 1898—1900 und wurde 1901 eröffnet. 260,000 Fr. hat sie gekostet und der Bund leistete aus politischen und militärischen Gründen 60 % Beitrag.

In unendlichen Zickzackwindungen wanderte ich rasch höhwärts ins Val Muranza hinein, oft verweilend die schönen Blicke aufs tiefer und tiefer sinkende Münstertal genießend, hinüber auch blickend nach dem österreichischen Taufers, das ehemals schon zum Münstertal gehörte, nun wiederum schweizerisch werden möchte, geographisch unbedingt zu uns zählt. Westlich von Taufers ist der althistorische Ralvenschlachtplatz, wo weiland am 22. Mai 1499 die Bündner die Oesterreicher schlugen.

Nach vierstündigem Marsch erreichten wir endlich Umbrail-Mitte. Schon von weitem erblickten wir am Hang droben die

von unsern Soldaten erstellten Baracken. Sechs Freiwillige halten noch die Grenzwaache. Wir besichtigten die Baracken, die heimelig wohnlich eingerichtet sind. Dann aber zog es uns hinauf zum „Kriegsschauplatz“. Und da standen wir nun am ersehnten Ort, schauten auf die gleißenden Schneefelder des Kristallkammes, sahen die berühmte Stilfserjochstraße in raschen Kehren zum Kulminationspunkt eilen, talabwärts ein Ausschnittchen aus dem Veltlin. Und darüber ein südlich blauer Himmel. Doch nun der Krieg. Mit Riesenschrift hat er sich auch in diese schöne Hochwelt eingeschrieben. Hart an der Grenze beginnen die italienischen Gräben. Wenige Meter diesseits sind die schweizerischen Befestigungsanlagen. Einige fünfzig Meter vom Paßübergang ist die berühmte vierte italienische Cantoniera. Oesterreichische Geschosse haben sie zum Teil zertrümmert. Nun sind Zivilarbeiter mit dem Wiederaufbau beschäftigt. Alle Bergflämme, selbst die steilsten Hänge, sind befestigt. Überall zaubert der Zeiß Grabenlinien, in Felsen gesprengt, in greifbare Nähe, oft zwei und

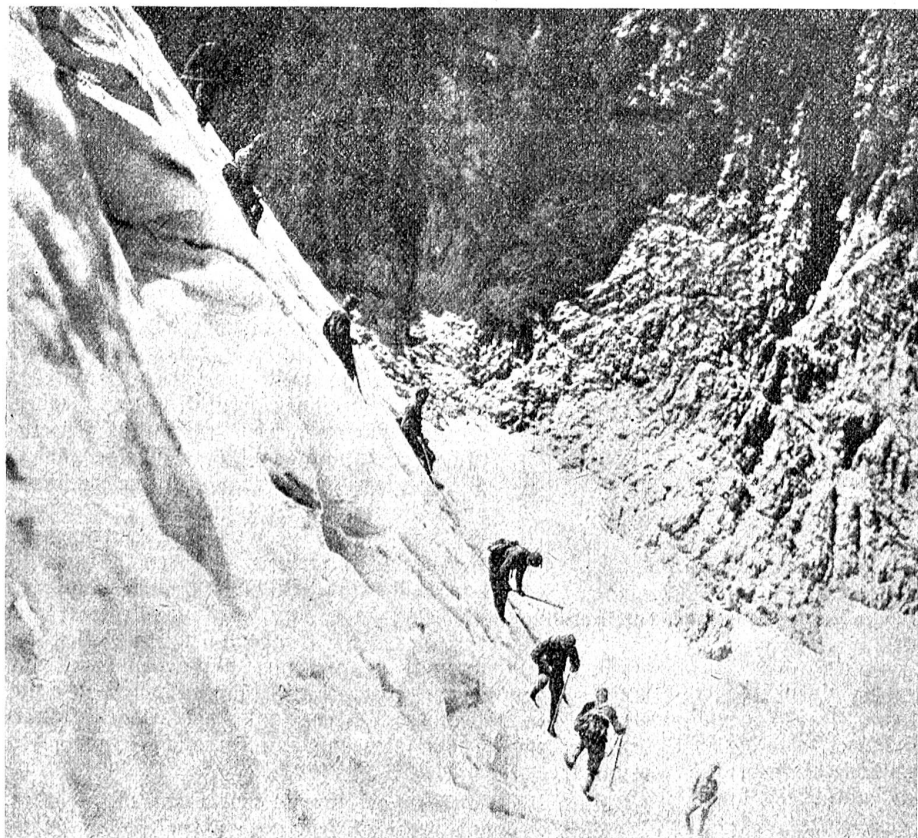
drei Anlagen übereinander. Viele sind zerschossen. Da sie, wie mir ein italienischer Offizier sagte, nicht eingedekt werden, werden sie noch jahrzehntelang ein erschütterndes Memento sprechen.

Das Ueberschreiten der Grenze war eigentlich verboten. Da aber weit und breit sich kein italienischer Soldat zeigte, erlaubten wir uns eine kleine Grenzverletzung und stiegen ein Stück in die italienischen Schützengräben hinein. Sie sind noch unaufgeräumt, in jenem Zustande, wie sie vor einigen Monaten verlassen wurden. Was da alles herumliegt: Hülsen, Granatstücke, Stahlhelme, Gasmasken, Schrapnellhüllen, Gewehrmunition u. a. m. Einiges wanderte in meine Taschen und bilden nun den Grundstock zu einem kleinen „Kriegsmuseum“.

Nun zog es uns aber hinauf zur Dreisprachenspitze. Westlich von Umbrail-Mitte steht, auf scharf vorspringendem Felsfeg, das Hotel Dreisprachenspitze. Es befindet sich, von einem flug berechnenden Tiroler dorthin gestellt, auf dem südöstlichsten Punkt unseres Schweizerlandes. Raum war die Dreisprachenspitze breit genug, um das Hotel hinzustellen. Nochmals heißt's 350 Meter höhwärts. Ein guter



Wachtposten in den Bergen



Übungskurse für Bergführer. Ausschlagen eines Weges im Alpeneise.

Saumpfad windet sich parallel der Stilfserjochstraße auf Schweizerboden hinauf, vorbei an mächtigen italienischen Stacheldrahtverhauen.

Droben, welche Ueberraschung: Wir stehen im Angesicht der schönen Ortlergruppe mit ihren schimmernden Schneefeldern und grünen Gletscherschlünden. Greifbar nah Gipfel an Gipfel, Ramm an Ramm. Bis fast an die nach dem berühmten tirolischen Höhenkurort Trafoi hinuntereilende Stilfserjochroute züngeln die Gletscherschlangen. Links der Ortlergruppe sonnen die Gebirge der Oetzaleralpen im scheidenden Tageslicht, wieder Gipfel an Gipfel und Firnfeld an Firnfeld.

Aber freilich, auch hier noch liegt der tödende Hauch des Krieges. Das Hotel selbst hat seine Spuren abbekommen. Gar manche verirrte oder zu hoch gehende Kugel spritzte an die Wände und löste den Verputz. Die Fenster tragen noch die Sandsäckeverbarricadierung. Eine in die Hotelterrasse eingelassene Tafel meldet, daß am 4. Oktober 1916 der Soldat Georg Cathoma von der Geb.-Komp. III/91 von einer italienischen Kugel getötet wurde. Ein Tod fürs Vaterland! Der Grenze entlang ein österreichisches Barackenlager. Die Italiener konnten es nicht beschießen, ohne den schweizerischen Luftraum zu verletzen. Nun weht die italienische Fahne über der Offiziersbaracke. Unter uns stand ehemals, am Kulminationspunkt der Stilfserjochstraße, das österreichische Hotel Ferdinandshöhe. Die Italiener haben es zusammengeschossen. Nur einige Ruinen starren noch trostlos aus dem Schnee und zeugen von „entschwundener Pracht“. Unbeschädigt ist dagegen Franzenshöhe, ein weiteres Hotel am Straßenabstieg nach Trafoi. Auch die Pagerhütte im Eis des Ortlers hat den Krieg überdauert.

Direkt vor unserem Hotel, nur wenige Schritte vom Grenzstein entfernt, ist ein österreichischer Schützengraben in steil abfallenden Fels eingeprengt und mit Sandsäcken verstärkt, von welchen viele durch Kugeln der Italiener aufgeschliffen sind. Auch hier ein buntes Durcheinander. Die süd-

lich der Straße aufragenden Firngipfel sind alle ebenfalls mächtig befestigt. Ueberallhin führen Telefonleitungen, stehen Seilbahngerüste, die den Lebensmittel- und Munitionsnachschub vermittelten, Verwundete und Urlauber hinab beförderten. Wie konnten Menschenlände dies nur zustande bringen! Hier lernt man die Mühen und Drangsale des Hochgebirgskrieges so recht würdigen. Ein Schweizerfeldat, der als Freiwilliger hier noch die Grenzwehr hält, während des Krieges mehrmals auf Dreisprachenspitze Dienst leistete, erzählte mir von den Kämpfen am Stilfserjoch, namentlich um den Besitz des Scorzuzzo, der den Schlüsselpunkt zur Stilfserjochstellung bildet. Mehrmals wechselte er nach wilden Beschießungen die Hand, blieb aber bis zuletzt im Besitz der Oesterreicher. Zu solchen Zeiten mußten unsere Soldaten die Hotelteller aufsuchen, wenn sie sicher sein wollten.

Ostlich des Hotels, unterhalb der Hotelterrasse, haben die Oesterreicher ihren am Stilfserjoch gefallenen Helden eine große Gedenktafel errichtet. Der in deutscher und ungarischer Inschrift angebrachte Text lautet: „Treu bis zum Tode seinem Kaiser und apostolischen

Könige, seinem Vaterlande und seiner Heimat, seiner ruhmvollen Vorfahren würdig, verteidigte das IV. Reservebataillon des ungarischen Infanterieregiments 29, Freiherr von Loudon, in den Kriegsjahren 1915–1918 unter dem Kommando des Hauptmanns Káfel und des Oberleutnants von Runze das Stilfserjoch und die verschneiten, unwirtlichen, eisigen Höhen von der Dreisprachenspitze über den Scorzuzzo, den Nagler und den Kristallkamm ruhmvoll und ohne einen Schritt zu weichen gegenüber einem tapferen Feinde in mehr als 40 Gefechten. Sein gefegneter Name bleibt für immer verbunden mit jenen der Berge, die stumme Zeugen seines Heldenkampfes sind: Scorzuzzo, Hohe Schneid, Tuffspitze, Hinterer Madasch und Kristallkamm. Gedenke o Wanderer, der du hier in lichteren Zeiten vorbeiziehst, in Ehrfurcht derjenigen, die, ferne ihrer Heimat, treu in Eisesstürmen, Not und Tod dies Kleinod schirmten. Der weiße Bergtod, sowie der Tod unter feindlicher Einwirkung hat unter den treuen Söhnen Südbungarns reiche Ernte gehalten. Gott aber nahm seine Helden lieblich und gnädig auf.“

Die Nacht in der ausgeräumten Hotelbude war bitter kalt, liegt doch die Dreisprachenspitze 2850 Meter hoch. Froh war ich, als am 1. August die Sonne den anbrechenden Tag verkündete. Und ein Tag strahlendster Schönheit war's wieder. Selbst die Bernina hatte ihr Haupt enthüllt und schaute über die Weltliner Berge hinüber. Dieser Morgen wird mir unvergeßlich bleiben.

Die Reise.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

Für einige Minuten war die Bahnhofshalle von widerhallendem Lärm erfüllt; Rufen und Laufen, Türenaufschlagen, Pfauchen der Lokomotive — dann fuhr der Zug aus der Halle hinaus — der Lärm verhallte, es wurde still. Die Reisenden hatten sich nach allen Richtungen entfernt. Die Beamten zogen sich in das Gebäude zurück.